



Louise K. Böhm

Kaskaden

Roman



LOUISE K. BÖHM

KASKADEN

ROMAN



PENGUIN VERLAG

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Copyright © 2026 Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: buxdesign, München
Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-328-60524-9

TEIL I

APOPTOSE

1

Die DVD steckt in einer Papierhülle mit durchsichtigem Plastikfenster. Sie kommt mir größer vor als normale DVDs, schwerer. Aber was weiß ich schon. Wann hatte ich schon das letzte Mal eine DVD in der Hand. Ich denke: Thorsten ist gestorben, krass. Ich denke: Jetzt eine Pommes. Aber bitte ohne Ketchup.

Mit dem Daumennagel schiebe ich die Lasche der Papierhülle nach oben und verfolge die kleinen Regenbögen, die die DVD auf das Zugfenster wirft. Dahinter Feld, Wald, Feld, Reh, Reh, Reh, Dorf, AfD-Plakat, Bahnhof mit geschlossener Touristeninfo, Feld, Kuh, Kuh, Kuh. So klischeehaft, fast bisschen peinlich. Ich scrolle durch Instagram, um mich von den Keimen abzulenken. Jemand hat ein Kind bekommen, jemand ist in Albanien, *ist ja fast wie Griechenland, nur bisschen mehr Abenteuer, haha*, die Bullen schlagen irgendwen zusammen, der sich nicht wehrt. WLAN weg. Ich taste nach der DVD. Ich denke: Wo hat Emine die nur ausgegraben. Und wieso habe ich mich nicht weniger steif bedankt?

Wie ich da gelehnt habe, zwischen den zwei herunterhängenden Deutschlandfahnen in Thorstens Currywurstbude, und Emine mit der DVD in der Hand auf mich zukam, nachdem ihr alle sechs Trauergäste ihr Mitleid

bekundet hatten. Wie sie mir die Verpackung in die Hand schob, mit diesem traurigen Lächeln im Gesicht, und ich mir sicher war, dass sie eigentlich noch viel mehr sagen wollte als *Ich glaube, die ist für dich*, bevor sie sich wieder umdrehte. Wie ich mich sofort schämte, weil ich ihr nicht in die Augen hatte schauen können, denn wie sieht man jemanden an, der gerade den eigenen Ehemann beerdigt hat?

Wie es mich nicht überraschte, dass Yara nicht aufgetaucht war.

Wie ich trotzdem bei jedem Türklingeln und jedem vorbeihuschenden Schatten nach ihr Ausschau hielt.

Als ich in der WG ankomme, überfällt mich der Geruch von Knoblauch und Heißklebepistole. Im Flur werfe ich den Rucksack auf die Bank. Das Licht in der Küche ist zu grell, also Vorhänge zu.

»Und, wie war's?« Melle erscheint mit einer Schüssel Nougat Bits im Türrahmen und mustert mich. Aus ihrem Zimmer tönt eine vertraute Melodie. *Hiya, Barbie! Hi, Ken! You wanna go for a ride? Sure, Ken! Jump in!*

»Schaust du Barbie?«

»Nicht vom Thema ablenken.«

»Ich lenke nicht vom Thema ab. Wieso schaust du Barbie?«

»Tue ich nicht. Ich höre Aqua. Zur Motivation. Ich schreibe eine Hausarbeit über die inszenierte Weiblichkeit mit postfeministischen Diskursen in der Mode. Aber ist egal jetzt. Also?«

»Also was?«

»Digga, Jojo.«

»Es war halt eine Beerdigung. Was willst du denn hören?«

»Keine Ahnung, wie es mit deinen Eltern war vielleicht? Du hast sie doch ewig nicht mehr gesehen, oder?«

Über zwei Jahre. Ich drehe mich zum Kühlschrankschrank, tue so, als müsste ich ganz dringend mal wieder den Putzplan studieren, an den wir uns eh nie halten. Wie soll das schon gewesen sein. In der Vorstadt, wo sich die Augusttage lang und zäh anfühlen wie die Kaugummifetzen, die Yara sich manchmal hinters Ohr geklebt hat, um sie später weiterzukauen, in der Vorstadt, wo es in manchen Sommern so heiß wurde, dass der Asphalt auf dem Hof schmolz und die Unterführung so nach Pisse stank, dass wir nur mit angehaltenem Atem wieder raus auf die Straße kamen. Links vom Fluss Beton in mehreren Formen, als Hochhäuser, Skateanlage und als Brücke, die sich wie ein verwachsener Fußnagel in den meist tristen, manchmal aber knallblauen Himmel wand, und rechts vom Fluss: na ja, wir eben.

»Ja, war schon okay.«

»Wow, nicht so viele Details bitte.«

Ich schnaube.

»Und Yara? War sie da?«

»Was glaubst du denn.«

Ich greife in die Celebrations-Packung, die während meiner Abwesenheit auf magische Weise auf dem Tisch aufgetaucht ist, ziehe wahllos ein Bounty heraus, und dann noch einen Malteser und einen Snickers, weil heute kann ich mir das ja erlauben.

»Na gut, ich geb's auf.« Melle seufzt. »Ich muss was fertignähen für morgen. Wenn ich dir noch was Gutes tun kann, sag Bescheid.«

»Die Tür zumachen, damit der Heißkleber nicht die ganze Wohnung vollmieft, wäre ein Anfang.«

Sie streckt mir die Zunge raus. Bevor sie ihre Zimmertür hinter sich schließt, halte ich sie an der Schulter zurück.

»Melle?«

»Mhm?«

»Sorry. War ein langer Tag.«

Ihr Lächeln wird weich. »Schon okay, Maus. Nimm dir Zeit.«

»Danke.« Ich räuspere mich. »Eine Sache noch. Hast du ein DVD-Laufwerk?«

Sie sieht mich an, als hätte ich sie nach einem Dreier mit ihr und ihrem aktuellen Hinge-Date gefragt.

Danach fahre ich noch mal ins Labor und vervielfältige DNA-Abschnitte. So wie am Tag davor und am Tag davor und am Tag davor auch. »Kannst du dir nicht mal ein normales Hobby zur Beruhigung suchen«, hat Melle gefragt, »Gilmore Girls schauen oder Masturbieren oder Boxen gehen oder so?« Ich musste lachen, weil die Vorstellung von meinen Händen in Boxhandschuhen so absurd ist.

Das Labor ist eine Parallelwelt. Ich mag die völlige Ruhe, die Milchglasfolie an den Scheiben, die Notfallpläne und Piktogramme über dem Waschbecken. Mag, dass alles

Regeln hat. Dass jeder Handgriff einem Protokoll folgt, und wenn ich es verkacke, bin nur ich schuld. Das Protokoll: Ich ziehe den Kittel an, binde die Haare zusammen, schiebe die Schutzbrille über die Augen, desinfiziere die Hände, erst die Handflächen, dann die Fingerzwischenräume, dann die Daumen, am Ende die Handrücken, streife die Handschuhe über, achte darauf, dass sie keine Luftblasen werfen, wische die Arbeitsfläche mit Ethanol ab, zweimal, dreimal, der Geruch brennt mir in der Nase, im ersten Moment erinnert er mich jedes Mal an Yaras Cola-Korn-Mische, ich überprüfe die Pipetten, kontrolliere die Temperatur des Wasserbads, stelle sicher, dass alle Reagenzien beschriftet sind. Und dann. Dann zähle ich die Deckenlichter und klopfe sie an meinem Oberschenkel ab. Vordere Reihe links, eins zwei drei vier fünf, ich klopfe, vordere Reihe rechts, eins zwei drei vier fünf, ich klopfe. Und so weiter. Erst danach fange ich mit der PCR an.

Als die SMS von Emine kam, stand ich genau hier, über den Thermocycler gebeugt. Meine Finger zitterten zu sehr. Ich habe den Primer falsch verdünnt, es aber erst bemerkt, als der Lauf schon durch und auf dem Gel nichts zu sehen war. Acht Stunden Arbeit für nichts. Hätte eigentlich von vorn anfangen müssen, aber ich konnte nur dasitzen und das Handy anstarren, im Kopf immer wieder dieser Satz: Thorsten wird in einer Woche beerdigt. Thorsten wird in einer Woche beerdigt. Thorsten wird in einer Woche beerdigt. Im Hintergrund *Geboren um zu leben* im Uniradio.

Diesmal unterläuft mir kein Fehler. Ich stelle das Röhrchen in den Thermocycler. Die Maschine wird die Temperatur dreimal ändern. Denaturierung: 95 °C, 30 Sekunden.

Annealing: 60 °C, 45 Sekunden. Elongation: 72 °C, 90 Sekunden. Schau das Reagenzglas an und stelle mir vor, wie viel darin passiert, wovon wir hier draußen keine Ahnung haben. Vielleicht leben wir auch alle in so einem Ding, und irgendwo steht einer und guckt uns zu und denkt das Gleiche.

Am Ende lasse ich das Röhrchen abkühlen, nehme es heraus, binde die Gelplatte auf, lade die Probe ein. Bevor ich gehe, fülle ich mir ein neues Fläschchen Ethanol ab.

Abends sitze ich zu Hause auf meinem Bett, ruhiger jetzt. Schau rüber zum Schreibtisch, auf dem die DVD unter Kassenzetteln und Lehrbüchern verschwindet. Denke wieder an Emines Gesicht und daran, dass ich das von Thorsten zum letzten Mal auf diesem Bild vorne am Altar gesehen habe, womit sie ein bisschen geschummelt haben, weil es mindestens dreißig Jahre alt und vor seiner Trinkerzeit aufgenommen worden war. Ohne den kreisrunden Haar ausfall und mit den Grübchen in den Wangen, irgendwo am See. Wenn das die Art ist, wie Emine ihn in Erinnerung behalten will, dann hat sie mit dem echten Thorsten jahrelang in einer Illusion gelebt, auf beengten siebenundvierzig Quadratmetern. Und wie schmerzhaft das gewesen sein muss.

Obwohl ich ihn früher fast jeden Tag gesehen habe, habe ich nur noch vereinzelte Erinnerungen an ihn, als hätte ich sie über einem Sieb ausgeleert und danach die Reste aufgeklaut. Was noch da ist: Die Systemsprenger-

Kommentare von meiner Mutter. Der gute Kartoffelbrei, der manchmal so gut war, dass beim Stampfen die Teller vom Tisch flogen. Sein Lachen und die neuen Teller, die er uns dann hingestellt hat, und wie er sich später aber so sehr darüber ärgerte, dass Emine Yara lieber zu uns schickte. Und: das erste Jahr auf dem Campingplatz.

Auf unseren Bucket Lists standen damals noch Dinge wie *eine Nacht im Club durchfeiern* und *eine Frau küssen*, und wenn wir einkaufen gingen, klauten wir die Deckel von Ben-&-Jerry's-Eisbechern, um sie auf unsere Fake-Version von Aldi zu setzen. Für den Stil. Thorsten war die ganzen sechs Wochen entweder desillusioniert oder besoffen, und ich dachte andauernd, Gott sei Dank teilen wir uns kein Zelt, sonst müssten wir von morgens bis abends seine stinkende Fahne riechen. Er brachte uns vom Kiosk GEO-lino-Zeitschriften mit, wir rasierten uns in der Duschkabine gegenseitig die Mösen. Es konnte ja sein, dass wir endlich Sex haben würden. Zum Frühstück zwei Brötchen mit doppelter Nutellaschicht, abends ein *blogilates*-Workout über das instabile Dorfkneipen-WLAN von nebenan, um die Fettdepots wieder abzutrainieren. Es dauerte dreiundzwanzig Minuten, bis sich eine verschwommene Cassey Ho vor uns zusammenpixelte, und sechzehn Minuten, bis unser Bubble Butt geliftet war. Die Kalorien sollten davonschwimmen wie unser Partyglitzer im Waschbecken, das wir uns auf die Wangenknochen pinselten, bevor wir mittwochs in die Jugenddisco gingen.

Die Jugenddisco, das war ein großes weißes Zelt, das jede Woche auf dem Spielplatz aufgebaut wurde. Nachdem wir unsere Körper in unkoordinierten Bewegungen

zu *Flash Mich* von Mark Forster und *Shut Up + Dance* von Walk the Moon geschüttelt hatten und die Disco um 21 Uhr vorbei war, gingen wir auf den Spielplatz, um unsere neuen Bikini Bodys spazieren zu führen. »In der Netzschaukel sollen letztes Jahr welche gevögelt haben«, sagte Yara und ließ eine Kaugummiblase platzen, als eine Gruppe Jack-&-Jones-T-Shirts vorbeimarschierte. Sie schwitzten süßes Deo und wir himmelten sie an, weil sie älter waren und weil Sommer war und weil Thorsten uns GEOlino-Zeitschriften mitbrachte.

Eine Woche später drückte mir das Plastik der Netzschaukel hart in die Mulde zwischen Schulterblatt und erstem Rippenbogen. Meine Oberschenkel krampften, weil ich sie nicht auf dem Rand ablegen wollte, damit sie nicht fett aussahen. Dann stocherte einer der Jack-&-Jones-Typen mit seinen currywurstfettigen Fingern und seiner Zunge so tief in mir herum, dass ich dachte, er würde etwas suchen, einen verloren gegangenen Schlüssel vielleicht. Ich harrte so lange aus, bis ich meine Klitoris nicht mehr spürte und dreihundertsechsvierzig zitternde Sterne am Firmament gezählt hatte. Als ich die Schenkel wirklich nicht mehr halten konnte, gab ich ein besonders langes *Uh* von mir, wie ich es aus den Pornos kannte, die sich die Jungs auf dem Pausenhof zeigten. Die Jack-&-Jones-Zunge hob den Kopf, wischte sich das Kinn ab und murmelte: »Ich schwöre, hat voll ekelhaft geschmeckt, Junge.« Yara saß ein paar Meter entfernt mit Kopfhörern in den Ohren auf der Bank und wartete.

Später lagen wir nebeneinander im Schlafsack und sahen *Die Wilden Hühner und die Liebe*, im Wohnwagen

gegenüber warf Thorsten mit Flaschen nach unsichtbaren Geistern. Sobald Yaras Atem direkt neben meinem Ohr gleichmäßiger geworden war, schob ich einen Finger in die Unterhose und suchte das, wonach auch der Jack-&-Jones-Typ gesucht hatte. Irgendwann wurde es hell, aber gefunden hatte ich nichts.

Wieder wandert mein Blick zu der DVD. Warum sie gerade jetzt auftauchen muss, jetzt, wo es okay ist, jetzt, wo ich klarkomme ohne Yara. Wo ich akzeptiert habe, dass sie gegangen ist. Ich will aufstehen, noch einmal über das Papier streichen, das Papier, das sie in der Hand gehabt haben muss, das Papier, das vielleicht der letzte Gegenstand ist, den wir beide berührt haben. Aber diese Bilder oder Videos jetzt zu sehen, würde wieder so wehtun wie vor drei Jahren, kurz danach. Es würde mir keine Ruhe lassen.

Ich beuge mich rüber zu meinem Schreibtisch, krame nach einem Notizbuch, dem, in dem ich sonst die Einkäufe durchrechne, schlage eine neue Seite auf und schreibe:

Was auf der DVD sein könnte

- Fotos, die die Drechsler pflichtbewusst nach jedem Schulausflug auf den Elternabenden austeilte, damit die Vorstadtmoms etwas hatten, das sie sich mit Vorstadtmagneten an ihre Vorstadtkühlschränke heften konnten
- Aufnahmen von dem Nachmittag, als wir in Yaras Zimmer das Musikvideo zu **Anaconda** nachstellten, mit den pinken High Heels aus dem

Humana an der Ecke und den Hotpants,
die wir mit der Küchenschere noch kürzer
schnitten

- Einer von diesen Filmen, die Thorsten
uns andauernd brannte, **Frontalknutschen**
oder so, obwohl wir eh immer auf movietek
rumhingen

- Dumme Videos von Kai, hoffentlich keine
dummen Videos von Kai, dann würde ich
austrasten, ich schwöre

- Eine Erklärung

- Keine Erklärung

- Bestimmt keine Erklärung

Ich will noch weiterschreiben. Könnte bestimmt Hunderte
Seiten füllen mit diesem anderen, früheren Leben. Aber
mein Handy summt.

Papa:

20:33 bist du gut nach haus
gekommen?

Ich starre die Nachricht an. Sechs Worte und fünfund-
zwanzig Buchstaben, all die Leerstellen dazwischen. Die
anderen seit Wochen unbeantwortet, die Fragezeichen so
laut wie der Boiler neben der Badezimmertür damals in
der Vorstadt. Dass er mich kaum angeschaut hat auf der
Beerdigung, obwohl wir uns so lange nicht gesehen hat-
ten, dass er nicht wusste, wohin mit seinen Händen wäh-
rend der Umarmung, dass sie plötzlich unnützlich sind, jetzt,

wo er mich nicht mehr auf dem Unterarm durch die Wohnung tragen kann, während er Text übt. Ich weiß noch, dass die Drechsler uns in der Siebten die Aufgabe gegeben hat, schriftlich eine Person zu portraituren, die wir nicht kannten. Ich weiß noch, dass ich über meinen Vater geschrieben und den Aufsatz *Der Schlafwandler* genannt habe, weil ich mir als Kind oft vorgestellt habe, dass Papa nur zufällig bei Mama und mir gelandet war und in einer Parallelwelt eigentlich ein ganz anderes Leben führte, ohne Frau und ohne Kinder, ohne dieses ewige deutsche Grau.

Mein Finger hängt über dem Bildschirm. Ein paar Minuten lang schaue ich auf das peinliche Profilfoto, das das Fußballgraffiti neben unserem Hauseingang zeigt, dann schließe ich die Augen und archiviere den Chat. In Melles Zimmer singt Harry *Sign of the Times*.

2

Der Kaffee schmeckt heute noch beschissener als sonst. Aber ich bin ja selbst schuld. Ich bin zu geizig, mir das gute Zeug aus dem Café direkt neben dem Hörsaal zu holen, bei dem jeden Morgen alle guten Studierenden anstehen und sich die Hafer- und Sojamilchbestellungen um die Ohren werfen. Stattdessen sitze ich vor dem Ranzkiosk zehn Meter weiter, Flecken auf den Bierzeltbänken, Preise in D-Mark im Schaufenster, und beobachte sie mit gebührendem Sicherheitsabstand.

Es ist Montag. Montag wie in: der erste Uni-Tag, wie in: Ich bin jetzt offiziell Masterstudentin. Ich hole mein Handy heraus, vielleicht Papa schreiben. Aber was soll der schon sagen. Er weiß ja nicht mal, was das bedeutet.

Ich bin froh, dass ich den Ranzkiosk direkt am ersten Tag nach meinem Umzug entdeckt habe. Meistens habe ich hier meine Ruhe, weil sich die unsicheren Mittzwanziger erst nach einer angemessenen Menge Cappuccino mit Hafermilch sicherer fühlen, und ein einfacher Filterkaffee bietet nicht genug Deckung. So viel habe ich in den drei Jahren Kleinstadt schon herausgefunden. Ich beobachte: Nike, Dr. Martens, New Balance, Dr. Martens, Nike, Dr. Martens, Dr. Martens, Dr. Martens. Lehramt, Kulturwissenschaften, uneindeutig, könnte alles sein, Kultur-

wissenschaften, Lehramt, Kulturwissenschaften, Kulturwissenschaften, Kulturwissenschaften, Hauptsache viel Plateau. Ob die ganzen Lisas und Johannes und Lenas und Pauls in ihren Northface-Jacken schon mal so richtig was geschockt hat, frage ich mich, so wie mich damals der tote Hund des Nachbarn, als er bei der behördlich angeordneten Aufräumaktion von einer Baggerschaufel aus der Müllhalde im Innenhof gehoben wurde, mit Yoghurtdeckeln im Fell und starren Augen. Oder halt alles, was danach kam. Ob sie jemals was vermisst haben. Ob sie in der Schule die Blicke von den anderen Müttern gespürt haben, denen mit langen, schlanken Fingern mit Ehering und gesundem Nagelbett, und gewusst haben: Menschen wie ich werden nicht zu Menschen wie ihr.

Ich schiele auf die Uhr, in sechs Minuten beginnt meine Einführungsveranstaltung. Ich schiebe mich durch ihre Grüppchen hindurch, durch ihre Fake-Lächeln und Fake-Umarmungen. Über allem hängt dieser Dunst. Könnte auch ein Traum sein. Fiebertraum.

Die Erstis mit ihren weißen IKEA-Betten und akribisch ausgefüllten Terminplanern wohnen bestimmt schon seit drei Wochen hier. Abends liegen sie voller Vorfreude in ihrem IKEA-Bett unter ihrer IKEA-Bettwäsche und malen sich aus, wie sich ihr Leben mit dem Unibeginn fundamental ändern wird. Ihr Tag beginnt mit dem teuren Müsli von Edeka, einer Portion Selbstzweifeln und einem Telefonat mit Mama. Irgendwann, nach der ersten Uniwoche, stellen sie enttäuscht fest, dass sie immer noch die gleichen Menschen sind wie vorher. Dass die Mittelmäßigkeit in ihre DNA eingraviert ist wie ein schlechtes Tattoo. Dann

gibt es ihre Gegenstücke. Die Stars dieses Ökosystems. Schlaghosen, Glitzer im Gesicht, jedes Wochenende drei Partys, unter der Woche Vernissagen, Kurzfilmfestivals, Initiativentreffen, Sport. Sie sind ja so lebendig. Sie sind ja so glücklich. Vielleicht hätte ich auch eine von ihnen sein können, wenn die Dinge nicht so gekommen wären, wie sie gekommen sind.

Und dann gibt es Menschen wie mich: die Zwischentöne. Die, die nirgendwo reinpassen.

Ich weiß noch, wie ich mich in der ersten Uniwoche nicht getraut habe, in den Seminaren was zu sagen, weil ich nicht dumm klingen wollte. Weil ich nicht wusste, wie man die Profs anspricht, weil sich doch wirklich, also ganz sicher, irgendwer mit meiner Unizulassung geirrt haben musste. Wie ich deshalb lieber geschwiegen habe, weil mir so nichts Falsches rausrutschen, ich so nicht auffallen konnte. Wie ich am Tag vor der Einführungswoche versucht habe, den Geländeplan mit bescheuerten Eselsbrücken auswendig zu lernen (*Haus 26a, da zahlt man nur in bar*, weil nebenan ein Bankautomat stand), um nicht verloren auszusehen. Wie ich über den Campus geschlichen bin wie eine, die nicht dorthin gehört.

Wie weit weg das jetzt wirkt. Heute gehe ich die Wege jeden Tag, morgens, mittags, abends, manchmal am Wochenende. Kenne sie blind, aber fühle mich auf ihnen immer noch fremd.

Ich habe vergessen, wie nervtötend es ist, mir ein Labor mit anderen zu teilen. In den Semesterferien war niemand hier, nur ich und der Thermocycler forever. Ich ziehe meinen Lieblingskittel von der Garderobe, den ganz rechts,

weiche dabei einem Typen mit Krümeln am Pulli aus, schließe die Knöpfe von oben nach unten, ein mechanischer Handgriff nach dem anderen. Das Material steif vom unzähligen Waschen. Dann greife ich nach neuen Handschuhen. Der Latex schmiegt sich eng an meine Haut.

»Hey zusammen!«, ertönt eine Stimme. Die anderen verstummen sofort. »Willkommen im Tutorium zur Polymerase Chain Reaction, auch genannt PCR – keine Sorge, das hier wird halb so schlimm wie die Vorlesung, versprochen.« Vereinzelt Lachen. »Ich bin Jakob, Master im dritten Semester, und ich bin euer Tutor für die Laborübungen. Wir machen das hier ganz entspannt, aber sauber. Wortwörtlich. Wer schon mal eine PCR gemacht hat, weiß: Wenn man schlampt, kriegt man Matsche.«

Ich denke an Melle, die ihren Drink heben und sagen würde: Achtung, das Cringe-O-Meter schlägt an. Nachdem er fertig mit seiner Ansprache ist, teilt er Versuchshefte aus, bittet uns, zu zweit in das Papier zu schauen, der Umwelt zuliebe. Ich rücke ein Stück von meiner Counter Nachbarin ab und überlasse ihr die Anweisungen. Jemand macht das Radio an, ein alter Katy-Perry-Song. Ich reihe meine Materialien auf, richte die Pipettenspitze aus, senke sie vorsichtig in das winzige Röhrchen. Die Bewegung ist mir so vertraut, Muscle Memory.

»Du weißt, dass man beim Pipettieren den Second Stop nicht zum Aufziehen benutzt, oder? Sonst ziehst du Luft.«

Der Tutor. So nah, dass ich mit der Schulter seinen Oberarm streifen könnte, wenn ich ein wenig das Gewicht verlagern würde. Ich gebe ihm nicht die Genugtuung, zusammenzufahren und das Ergebnis zu versauen.

»Wenn es dir wirklich um ein sauberes Ergebnis geht, solltest du vielleicht nicht aus dem Nichts neben einer pipettierenden Person auftauchen und sie erschrecken.« Meine Finger zittern nicht, als ich die Flüssigkeit ohne Luftbläschen in die Pipette ziehe.

»Ich will nur helfen.«

»Ich mache das hier nicht zum ersten Mal.«

Er zuckt mit den Schultern. Durch das Reagenzglas sehe ich, dass unsere Jeans dieselbe Farbe haben, und seine kurze Mütze und mein Lieblingsnagellack auch. Flieder. »Okay. Ich sag's nur, weil's viele falsch machen. Bei der PCR musst du echt sauber arbeiten, sonst amplifizierst du alles außer dem, was du brauchst.«

»Got it. Danke.« Ich setze die Pipette ab, sehe auf, mustere ihn, sehe ihn wirklich. Die Fliedermütze und das Augenbrauenpiercing und die lächerlich schönen Herbstaugen. Sehe, wie offen sein Blick ist und wie vertrauensvoll sich das Reagenzglas an seine Finger schmiegt. Wie es wirkt, als wäre es eine natürliche Verlängerung seiner Hand, die nirgendwo anders hingehört.

»Übrigens sind Mützen hier drin verboten. Kontaminationsrisiko.«

Er zwinkert. »Ich mach' das hier nicht zum ersten Mal.«
Arsch.

Vorsichtig gebe ich die Flüssigkeit in die Mischung und kontrolliere die Markierungen auf den Röhrchen, immer in derselben Reihenfolge, immer nach demselben Schema, wie Zähneputzen. Dann klappe ich die Deckel der Röhrchen zu, einen nach dem anderen. Das Geräusch ist beruhigend. Der Tutor steht noch immer da.

»Du musst dich wirklich nicht um mich kümmern. Ich bin schon groß.«

»Schon gut. Das ist mein Job.« Er deutet auf ein gelbes Namensschild auf seinem Kittel, auf dem *Tutor*in Jakob* steht. Natürlich hat er lackierte Fingernägel, dunkelblau. Aber nur an einer Hand. Als wären zwei zu viel Commitment. »Außerdem find' ich dieses ganze Erklären für die Neuen auch albern.« Er senkt die Stimme. »Bei der Hälfte von denen frage ich mich, wie sie durch den Bachelor gekommen sind.«

»Dann hättest du vielleicht nicht Tutor werden sollen.«

»Wieso, ist doch ein Traumjob. Verwirrte Erstis in der Stadt rumführen, ihnen die guten Bars zeigen und weil ich ein problematischer Cis-Dude bin, darauf hoffen, dass wenigstens eine von denen anbeißt und Bock hat auf einen One-Night-Stand.«

»Ah, Machtposition ausnutzen. Erstis und Feminist*innen hassen diesen Trick.«

»Du bist beides, oder?«

Ich nicke.

»Shit. Schon verkackt.«

Meine Mundwinkel zucken. Alles an diesem Kerl schreit *lackaffiger Hipsterdude, der glaubt, kritisch männlich zu sein, weil er weiß, was Cis-Sein bedeutet*, und trotzdem hat die Chemie in meinem Körper schon beschlossen, dass ich ihn mag. Er strahlt irgendwas Beruhigendes aus, er erinnert mich daran, wie es sich anfühlt, wenn man ein Zimmer voller Pflanzen betritt oder den ersten Bissen von einer Zimtschnecke nimmt, die noch ein bisschen zu heiß ist.

Die Anzeige des Thermocyclers blinkt vorwurfsvoll. Ich ordne die Röhrchen in der Metallplatte an, tippe das Programm ein, drücke Start. Das Gerät surrt leise, fast wie ein Schnurren. Dann beginnt die DNA, sich zu trennen, neu zu binden, zu vervielfältigen. Immer und immer wieder. Der Kerl mit den Krümeln am Pulli, der direkt am Radio steht, stellt die Musik noch lauter und Jakob macht ein Würgegeräusch. »Wirklich? *Layla*? Es ist so ein Armutszeugnis für unsere Musiklandschaft, dass das mal der meistgehörte Song in Deutschland war. Ich dachte, es würde endlich bergauf gehen. Keine frauenverachtenden Texte mehr und so.«

Er sieht aus, als hätte er tatsächlich viele Stunden damit verbracht, genau darüber nachzudenken, eine tiefe Falte hat sich zwischen seine Augenbrauen gegraben und sein Blick ist verachtend. Ich bringe es nicht übers Herz, ihm zu sagen, dass die Welt ein beschissener Ort ist und die Milliarden Streams ja irgendwo herkommen müssen und dass die Blase, in der er sich offensichtlich bewegt, viel kleiner ist, als er denkt.

»Ich glaube, das ist mein Zeichen.« Nach dem leisen *Klick* nehme ich die Röhrchen aus dem Thermocycler, lege sie vorsichtig auf das Trägermaterial, spüre den kühlen Metallrand unter meinen Fingern, als ich sie einrasten lasse. »Ich bin fertig.«

Er mustert meine Arbeit. In der Septembersonne blitzt sein Ohrring auf, aber natürlich nur einer, nur am rechten Ohr, und ich kann nicht glauben, was für ein Klischee er ist. »Krass. Du bist echt gut. Ich schätze, du willst nicht in der Stadt herumgeführt werden und Barhopping betreiben?«

»Nein danke, ich passe. Aber viel Glück bei deiner Mission.«

Er lächelt. »Danke. Wie heißt du überhaupt?«

»Joy. Aber ich werde Jojo genannt.«

»Okay. Wir sehen uns, Jojo.«

Ich denke: I doubt it. Ich denke: In der Wolle deiner Mütze sitzen mindestens 100 000 koloniebildende Einheiten, und zwar pro Quadratzentimeter.

Ich liege auf dem kühlen Linoleum in der Küche, die Beine senkrecht gegen die Wand gelehnt, male mit meinen dreieckigen Socken Muster auf die Tapete, massiere in kreisenden Bewegungen meine Schläfen. Da ist ein Pochen in meinem Kopf seit der Beerdigung, hartnäckig wie ein Mückenstich, und fragt: Wovor hast du Angst? Vor meinem inneren Auge wieder meine Finger, in denen die DVD liegt, nein, die die DVD umklammern. Es sind dieselben Finger, die früher Schätze aus dem Müll gefischt, die roten Gummibärchen aussortiert, dunkle Haarsträhnen aus einem funkelnden Gesicht geschoben haben. Sie drücken die Lasche auf, sie spielen mit dem Papierschnipsel, sie drücken sie wieder zu.

Aus dem Augenwinkel betrachte ich die Staubmäuse in den Fugen zwischen Herd und Bodenleiste. Mindestens 10 000 koloniebildende Einheiten, bei Melles mangelnden Putzfähigkeiten wahrscheinlich mehr. Ein Klositz hat pro Quadratzentimeter weniger Keime als ein durchschnittlicher Küchenboden. Oder der Tresen einer Currywurstbude.

Wie Emine sich durch die bierbäuchigen Menschen auf mich zugeschoben hat, da in diesem versifften Lokal, stoisch, die Fäuste vor dem zierlichen Körper geballt, einen entschlossenen Ausdruck im Gesicht. Wie sie mir nicht sagen wollte, woran Thorsten gestorben ist, als wäre ich noch ein Kind und sie die Mutter, die uns nach der Schule klebrige Baklava serviert und uns ihre Mascara zum Nachschminken der BRAVO-Anleitungen borgt. Wie ihre Unterlippe zitterte, ihr Blick sich kurz verschob, als ich sie fragte. Nicht nach Thorsten, sondern nach Yara. Wie sie nicht antwortete. Aber was weiß ich schon, vielleicht habe ich sie auch nicht gefragt, vielleicht habe ich mir den Satz auch nur auf der Zungenspitze zurechtgelegt, diesen Satz mit dem bitteren Beigeschmack. Vielleicht habe ich ihn nicht rausbekommen, weil ich den Mund nicht öffnen wollte zwischen den Salmonellen, den Pilzsporen in der Luft, der dünnen Fettschicht auf dem Tresen, vielleicht war da nicht genug Sauerstoff in dieser Currywurstbude mit den Deutschlandflaggen, schon gar nicht für genau diese Worte, nicht an diesem Tag.

Melles Gesicht schiebt sich in mein Sichtfeld, irgendein unfertiges Kleidungsstück um die Schultern, zusammengekniffene Augen.

»Was machst du da?«

»Ich beruhige mein Nervensystem.«

»Aha. Kommst du mit auf die Mensawiese? Da ist heute Ersti-Tag von meiner Fachschaft. Ich hab gehört, es gibt Shots, wenn man zu zweit kommt.«

»Haha, ganz sicher nicht.«

»Wieso nicht?«

»Keine Lust auf diese ganzen Kunststudis. Es reicht schon, dass wir uns einen Campus teilen müssen.«

»Hey, ich bin auch eine von diesen Kunststudis.«

»Ich weiß, aber du bist cool.«

»Ach, komm schon. Nur ein, zwei Shots, ein bisschen tanzen, dann sind wir wieder weg. Wie früher.«

»Bei aller Liebe, Melle, aber ich war auf einer Beerdi-
gung.«

»Ja, vor einer Woche. Außerdem wäre das doch die perfekte Ablenkung. Und du hast selbst gesagt, dass du dem Kerl nicht nahestandest.«

»Vielleicht hab ich ja gelogen.«

»Netter Versuch. Maus, du wirst zur Einsiedlerin.«

»Bullshit.«

»Du hast seit Tagen mit niemandem geredet außer mir.«

Obwohl ich alles verkehrtherum sehe, kann ich praktisch spüren, wie vorwurfsvoll sie mich anschaut. Ich kniefe die Augen zusammen, weil ein bisschen Putz von der Wand rieselt.

»Stimmt nicht. Heute war doch dieses Tutorium.«

»Jojo.«

»Ja?«

»Komm schon. Du hast gesagt, im Master wird alles anders.«

»Danke, dass du mich für so optimistisch hältst, aber ich glaube, das warst du.«

Ich betrachte die weißen Farbsprenkel auf meiner Hose. Vom Knie zieht sich eine feine Linie bis zum Oberschenkel, dort verdichten sich die Punkte zu einer kleinen Milchstraße. Sie erinnern mich an Yaras Augen. »Melle.

Wirklich. Warum sollte jetzt alles anders werden? Die Erstis sind die gleichen Idioten wie in den letzten sechs Semestern auch. Die gleichen Charaktere, nur andere Menschen. Ein paar ausgetauschte Wörter. Bierball zum Beispiel. Das nennen die Flunkyball und sind unfassbar stolz drauf.«

»Du hast Bierball gespielt?«

»Nee. Hab nur ein paar Leute belauscht, die darüber geredet haben.«

Melle verkneift sich ein Stöhnen. Ich kann es genau hören, weil sie es sich nur so halb verkneift, so, dass sie trotzdem ein bisschen heftiger ausatmet als sonst.

»Ernsthaft. Du weißt, ich würde dich nie unter Druck setzen mit irgendwas, aber ...«

Aber reiß dich doch mal zusammen.

Aber so schlimm kann es doch nicht sein.

Aber es ist jetzt echt lange genug her.

Etwas in meiner Brust verhärtet sich. Melle seufzt wieder.

»Wofür wolltest du eigentlich letztens das DVD-Laufwerk haben?«

»Ach, das. Das hat sich erledigt.«

»Wenn du meinst. Ich glaube, im Medienzentrum kann man welche leihen sonst.«

Ich nicke und denke an meinen Schreibtisch, auf dem die DVD unter Kassenbons und Büchern aus der Bib und abgeschnittenen Waschzetteln und noch mehr Kassenbons ertrinkt.

Da sind diese Erinnerungen. Wie Wellen durchfluten sie seit der Beerdigung in unregelmäßigen Abständen meinen Körper. Zum Beispiel: Wir nebeneinander auf dem Teppich, Yara links, ich rechts, Blicke ineinander verhakt, Haselnussbraun vs. nichtssagendes Blau. Sie riecht nach H&M-Umkleide und Kippenrauch. Rote Gauloises, immer rote Gauloises. Ich beuge mich einen Millimeter weiter zu ihr rüber, bete, dass sie meinen Angstschweiß und meinen sauren Atem vom Sauerkraut aus der Schul-Cafeteria nicht riechen kann, und warte. Lila Flusen suchen sich einen Weg in unsere bauchfreien Pullover.

Ich sage: »Sicher, dass du schon gehen musst?«

Im Hintergrund läuft die Kinder-Pingui-Werbung auf RTL zum dritten Mal, *knackig kühle Schokolade und eine Creme aus frischer Vollmilch*. Von der Tür starrt uns Capital Bra in Lebensgröße an. Yara antwortet nicht. Yara lacht.

Oder: Wie ich nicht aufhören kann, an den Hund des Abrams zu denken. Wie ich den Beton im Hof jeden Morgen vor der Schule nach verräterischen Stellen absuche, an denen das Blut, das er ja gar nicht geblutet hat, aus dem Sack getropft, an denen was von ihm und seinem Tod in den Asphalt übergegangen ist. Wie der ganze Hof plötzlich voller Flecken ist, mir kotzübel wird und ich mich frage: Wie viele Viren und Bakterien und unsichtbare Käferlarven umgeben uns, und haben sie uns auch schon befallen, und werden wir vielleicht bald krank werden und auch sterben, weil wir so viel im Müll rumgewühlt haben. Und wenn ja, kommen wir dann beide in den Himmel, Yara und ich.

Oder: Das langgezogene *Yaaa-rooo!* von der Drechsler, weil sie auf dem verranzten Schulhof eine von uns sucht. Eine Fusion unserer Vornamen, denn uns gibt es nicht einzeln, wir sind eine Einheit. Dass von Yaras Namen ein Buchstabe mehr darin steckt, macht mir nichts aus. Von mir aus könnte man mich auch ganz bei ihrem Namen rufen.

Oder: vom gegenseitigen Rückenpickelausdrücken in der Klokabine vor dem Schwimmunterricht. Mit niemand anderem werde ich das je machen, ich meine, wie eklig ist das eigentlich. Aber bei Yara ist es einfach. Ihr Körper gehört auch mir, meiner ist ein Teil von ihrem. Manchmal habe ich das Gefühl, wir hätten in einem anderen Leben schon mal Luft in dieselben Lungen geatmet. Ich finde es unverständlich, dass wir eine Mauer aus so was Banalem wie Knochen und Fleisch mit uns herumtragen, die uns trennt.

Die Erinnerungen kommen ungeordnet, sie sind löchrig, wie diese Fishnet-Strumpfhosen, die wir mit sechzehn andauernd getragen haben. Wenn die Erinnerungen da sind, muss ich sie festhalten.